

Das Buch

Das unscheinbare Haus in der Nähe von San Franzisko ist eine gruselige Touristenattraktion – denn nachts, so heißt es, soll dort eine Bestie ihr Unwesen treiben und Menschen ermorden. Deshalb finden nach 16 Uhr auch keine Führungen mehr statt. Doch einige glauben nicht, dass diese Bestie wirklich existiert. Sie halten das sogenannte »Horrorhaus« für einen gewaltigen Schwindel, den es mit allen Mitteln zu entlarven gilt. Ein katastrophaler Fehler ...

Ein Psycho-Thriller im Breitwandformat – mit »Der Keller« hat Richard Laymon, der Bestsellerautor von »Die Insel«, »Das Spiel« und »Das Treffen«, sein absolutes Meisterwerk geschrieben. Ein Buch, das Ihnen unter Garantie schlaflose Nächte bereiten wird!

»Richard Laymon ist einzigartig. Ein Phänomen. Ein Genie des Grotesken und Makabren.« *Joe Citro*

»Richard Laymon geht an die Grenzen – und darüberhinaus!«

Publisher's Weekly

»Einmal mit dem Lesen begonnen, können Sie einfach nicht mehr aufhören!« *The Guardian*

Der Autor

Richard Laymon wurde 1947 in Chicago geboren und studierte in Kalifornien englische Literatur. Er arbeitete als Lehrer, Bibliothekar und Zeitschriftenredakteur, bevor er sich ganz dem Schreiben widmete und zu einem der bestverkauften Spannungsauctoren aller Zeiten wurde. 2001 gestorben, gilt Laymon heute als Horror-Kultautor, der von Schriftstellerkollegen wie Stephen King und Dean Koontz hoch geschätzt wird.

RICHARD LAYMON

DER KELLER

Aus dem Amerikanischen
von Kristof Kurz

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgaben

THE CELLAR
THE BEAST HOUSE
THE MIDNIGHT TOUR

Deutsche Übersetzung von Kristof Kurz



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *München Super*
liefert Mochenwangen Papier.

Deutsche Erstausgabe 9/08
Redaktion: Marcel Häußler
Copyright © 1980, 1986, 1998 by Richard Laymon
Copyright © 2008 der deutschen Ausgabe und der Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
www.heyne.de
Printed in Germany 2008
Umschlaggestaltung: Hauptmann und Kompanie,
München – Zürich
Satz: Christine Roithner Verlagsservice, Breitenbach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-43351-9

INHALT

Im Keller

7

Das Horrorhaus

253

Mitternachtstour

579

IM KELLER

Prolog

Jenson griff nach dem Funkgerät. Sein Daumen verharrte auf dem Sprechknopf. Noch einmal warf er einen Blick auf das Fenster im ersten Stock des alten viktorianischen Gebäudes, konnte aber nur das Spiegelbild des Mondes auf der Glasscheibe erkennen. Er ließ das Funkgerät sinken.

Dann zuckte ein zweiter Lichtblitz durch das ansonsten völlig dunkle Haus.

Er hob das Funkgerät und zwang sich, den Sprechknopf zu drücken. »Jenson an Hauptquartier.«

»Hier Hauptquartier, was gibt's?«

»Einbrecher im Horrorhaus.«

»Dafür bist du zuständig, Dan. Was ist da los? Erbitte Antwort.«

»Ich wiederhole: Ein Einbrecher im Horrorhaus.«

»Himmel! Du gehst besser rein.«

»Schickt mir Verstärkung«

»Sweeny ist außer Dienst.«

»Dann *ruf ihn an*, um Himmels willen! Er isst jeden Abend im Welcome Inn. Ruf ihn an.«

»Geh da rein, Jenson.«

»Ohne Verstärkung geh ich bestimmt nicht in dieses beschissene Haus. Hol mir Sweeny her, sonst kannst du die ganze Sache vergessen.«

»Ich werde versuchen, ihn zu erreichen. Bleib, wo du bist, und behalte das Haus im Auge, wenn du dich schon nicht reintraust. Und hör auf, über Funk solche Ausdrücke zu benutzen, Freundchen.«

»Alles klar.«

Streifenpolizist Dan Jenson ließ das Funkgerät sinken und blickte zu dem Fenster im ersten Stock hinauf. Von dem Schein der Ta-

schenlampe war nichts mehr zu sehen. Er ließ den Blick über die anderen Fenster und den Balkon über der Eingangstür wandern, der im tiefen Schatten lag.

Dort, im von ihm aus nächstgelegenen Fenster, vollführte der dünne, weiße Strahl einer Taschenlampe einen Schnörkel und erlosch wieder. Jenson spürte, wie es ihm kalt den Rücken hinunter lief, ganz so, als wäre eine Spinne in seinen Kragen gekrabbelt. Er kurbelte das Fenster hinauf und drückte mit dem Ellenbogen auf den Verriegelungsknopf der Tür. Die Spinne kroch weiter.

Im Haus versuchte der Junge verzweifelt, nicht loszuheulen, während ihn sein Vater am Arm festhielt und von einem finsternen Raum in den nächsten schleifte.

»Siehst du? Hier ist nichts. Oder siehst du irgendwas?«

»Nein«, wimmerte der Junge.

»Keinen Geist, keinen Butzemann, keine Bestie?«

»Nein.«

»Also gut.«

»Können wir jetzt gehen?«, fragte der Junge.

»Nicht so schnell, junger Mann. Wir waren noch nicht auf dem Dachboden.«

»Sie hat gesagt, er wäre abgesperrt.«

»Wir kommen schon irgendwie rein.«

»Bitte nicht.«

»Glaubst du, dass die Bestie dort oben auf uns wartet? Oh bitte.« Er öffnete eine Tür auf dem Korridor und ließ den Schein der Taschenlampe in den Raum fallen. Es war ein leerer Wandschrank. Grob zerrte er den Jungen durch den engen Korridor zu einer weiteren Tür.

»Dad. Lass uns nach Hause gehen.«

»Hast du Angst, dass die Bestie dich erwischt?« Der Vater des Jungen lachte bitter. »Wir werden diese Bruchbude erst verlassen, wenn du zugibst, dass es kein Monster gibt. Ich werde nicht dulden,

dass einer meiner Söhne als Feigling durchs Leben geht, der sich bei jeder kleinen Gelegenheit in die Hose macht und Angst vorm Dunkeln hat.«

»Aber die Bestie gibt es *wirklich*«, widersprach der Junge.

»Dann zeig sie mir.«

»Die Führerin hat gesagt ...«

»Die Frau hat uns nur Quatsch erzählt. Das ist ihr Job. Du merkst nicht mal, wenn dir jemand direkt ins Gesicht lügt, junger Mann. Monster sind Quatsch. Geister und Kobolde und Hexen sind Quatsch. Genau wie diese Bestie.« Er packte den Knauf, riss die Tür auf und ließ den Schein der Taschenlampe auf eine steile, enge, tunnelartige Treppe fallen, die nach oben zu einer weiteren geschlossenen Tür führte. »Los.«

»Nein, Dad. Bitte nicht.«

»Widersprich mir nicht.«

Der Junge versuchte vergeblich, sich aus dem Griff seines Vaters zu befreien. Er fing an zu weinen.

»Hör auf zu flennen, du kleiner Schisser.«

»Ich will nach Hause.«

Der Mann schüttelte den Jungen heftig. »Wir gehen jetzt diese Treppe hoch. Je eher wir da oben sind und nach deinem Monster suchen, desto schneller können wir wieder von hier verschwinden. Aber keine Minute früher, verstanden?«

»Ja«, brachte der Junge mit Mühe heraus.

»Also gut. Dann los.«

An der Seite seines Vaters ging der Junge die Treppe hinauf. Die Holzstufen ächzten und knarrten. Die Taschenlampe warf eine helle, kleine Lichtscheibe auf jede Stufe. Ihre Beine und die Wände waren in trübes Licht getaucht.

»Dad!«

»Ruhe.«

Der Lichtstrahl fiel auf die Speichertür weit über ihnen.

Der Junge wollte schniefen, traute sich aber nicht, ein Geräusch

zu machen. Der warme Rotz lief seine Oberlippe herunter, bis er ihn ablecken konnte. Er schmeckte salzig.

»Na also«, sagte sein Vater. »Wir sind fast ...«

Von oben ertönte ein Geräusch, das wie das Schnüffeln eines Hundes klang.

Der Mann wich zurück, und seine Finger bohrten sich schmerzhaft in den Arm seines Sohnes. Der Junge machte einen Satz, als sich die Speichertür langsam öffnete.

Im Schein der Taschenlampe war nichts dahinter zu erkennen.

Dann durchbrach ein heiseres Lachen die Stille. Für den Jungen klang es wie das Gekicher eines sehr alten Mannes.

Aber was durch die Tür sprang, war kein alter Mann. Die Taschenlampe fiel zu Boden, und ihr Strahl beleuchtete eine haarlose Schnauze.

Dan Jenson hörte den Schrei und wusste, dass er nicht länger auf Sweeny warten konnte. Er nahm die Browning-Schrotflinte aus ihrer Halterung, riss die Wagentür auf und stürmte auf die Straße. Er rannte an der von einer Straßenlaterne beleuchteten Bude vorbei, in der die Eintrittskarten verkauft wurden. HORRORHAUS stand auf einem Holzschild in roten, tropfenden Buchstaben, die an Blut erinnern sollten.

Er drückte gegen das Drehkreuz, das jedoch nicht nachgab. Also sprang er darüber.

Weitere Schreie ertönten. Die Schmerzensschreie eines Kindes.

Jenson rannte die Treppe zur Veranda hinauf, wobei er immer zwei Stufen auf einmal nahm. Die Tür war verschlossen. Er ließ eine Patrone in die Kammer der Schrotflinte gleiten, zielte auf das Schloss und drückte ab. Die Waffe riss ein Loch in die Tür. Er trat sie ein und stürmte ins Foyer.

Von oben hörte er reißende Geräusche und atemloses, tierisches Grunzen.

Das Mondlicht reichte aus, um den Fuß der Treppe erkennen

zu können. Er stieß sich am Geländer ab und rannte hinauf. Bald stand er in völliger Finsternis und musste sich am Geländer festhalten und vorsichtig weitertasten. Oben angekommen blieb er stehen und lauschte. Von links ertönten grunzende, knurrende Geräusche.

In der Dunkelheit war ein einzelner heller Fleck auf dem Boden zu erkennen. Er stammte von einer Taschenlampe.

Jenson brauchte diese Lampe. Aber sie lag zu weit weg, zu nahe an der unheimlichen Quelle dieses schnellen, lauten Keuchens.

Mit der Schrotflinte im Anschlag rannte er auf die Taschenlampe zu. Seine Schritte hallten im Korridor wider, und sein eigenes scharfes Keuchen übertönte die anderen Atemgeräusche. Dann trat er auf etwas Rundes, ähnlich einem Baseballschläger, nur weicher. Möglicherweise ein Arm. Dann stolperte er über einen harten Gegenstand, spürte, wie seine Zähne aufeinanderschlugen, als er in die Finsternis stürzte. Die Schrotflinte quetschte beim Aufprall seine Finger.

Er streckte den rechten Arm aus, konnte die Taschenlampe erreichen und richtete sie in Richtung des Grunzens.

Die Kreatur löste ihre Zähne aus dem Nacken des Jungen und wandte sich zu ihm um. Ihre Gesichtshaut war weiß und aufgequollen wie der Bauch eines toten Fisches. Die Kreatur schien zu grinsen, als sie den Jungen von sich schleuderte.

Jenson ließ die Taschenlampe fallen und versuchte, die Schrotflinte in Anschlag zu bringen.

Er hörte ein leises, trockenes Lachen. Dann holte ihn die Bestie.

Kapitel eins

1

Donna Hayes legte den Hörer auf, wischte ihre zitternden, schweißnassen Hände an den Laken ab und setzte sich auf.

Sie hatte geahnt, dass es früher oder später passieren würde. Sie hatte darauf gewartet, sich davor gefürchtet und sich sogar Pläne dafür zurechtgelegt. Und jetzt war es so weit. »Es tut mir leid, dass ich Sie zu dieser späten Stunde stören muss«, hatte er gesagt. »Aber ich weiß, dass Sie das so schnell wie möglich wissen wollen. Ihr Mann wurde gestern Morgen freigelassen. Das habe ich auch eben erst erfahren ...«

Lange starrte sie in die Dunkelheit des Schlafzimmers. Sie brachte es nicht über sich, die Beine aus dem Bett zu schwingen. Erst als der Morgen graute, konnte sie nicht mehr länger warten.

An diesem Sonntagmorgen war die Luft wie kaltes Wasser, das über ihre Haut lief. Zitternd schlüpfte sie in ihren Morgenmantel. Sie ging durch den Korridor und lauschte. Die gleichmäßigen Atemgeräusche verrieten ihr, dass ihre zwölf Jahre alte Tochter noch schlief.

Sie ging zu ihrem Bett. Eine schmale Schulter unter gelbem Flanell ragte aus der Decke. Donna legte ihre Hand darauf und schüttelte sie sanft. Das Mädchen rollte sich auf den Rücken und öffnete die Augen. »Guten Morgen«, sagte Donna.

Das Mädchen lächelte, strich sich eine blonde Locke aus den Augen und streckte sich. »Ich hatte einen Traum.«

»War es ein schöner Traum?«

Das Mädchen nickte ernst. »Ich hatte ein ganz weißes Pferd, das war so groß, dass ich nur mit einem Küchenstuhl draufsteigen konnte.«

»Das ist aber ziemlich groß.«

»Es war ein Riesenpferd«, sagte sie. »Warum bist du schon auf?«

»Ich habe mir gedacht, wir könnten unsere Sachen packen, ins Auto steigen und einen Ausflug machen.«

»Einen Ausflug?«

»Genau.«

»Wann?«

»Jetzt sofort.«

»Wow!«

Sie brauchten etwa eine Stunde, um sich zu waschen, anzuziehen und genug Kleidung für eine Woche einzupacken. Während sie ihre Sachen zum Carport hinuntertrugen, musste Donna das heftige Verlangen unterdrücken, Sandy alles zu erzählen, ihr zu sagen, dass sie nie wieder zurückkehren würden, dass sie keine weitere Nacht in ihrem Zimmer und keinen angenehmen Tag mehr am Strand von Sorrento Beach verbringen würden. Und dass sie ihre Schulfreunde nie wieder sehen würde. Trotz ihrer Gewissensbisse schwieg Donna.

Es war ein verhangener, für Santa Monica typischer Junimorgen. Donna fuhr aus dem Carport und sah sich um. Keine Spur von ihm. Er war gestern Morgen um acht am Busbahnhof von San Rafael abgesetzt worden. Genug Zeit, um ihre Adresse herauszufinden. Aber er war nicht zu sehen.

»Wo willst du hingefahren?«, fragte sie ihre Tochter.

»Mir egal.«

»Nach Norden?«

»Norden?«, fragte Sandy.

»Das ist eine Himmelsrichtung. Wie Süden, Osten, Westen ...«

»Mom!«

»Na ja, da liegt San Francisco. Wir können ja mal gucken, ob sie die große Brücke inzwischen in der richtigen Farbe gestrichen haben. Dann Portland, Seattle, Juneau, Anchorage und der Nordpol.«

»Können wir in einer Woche da hingefahren?«

»Wir haben alle Zeit der Welt.«

»Was ist mit deiner Arbeit?«

»Die macht jemand anderes für mich, wenn ich weg bin.«

»Okay. Dann auf nach Norden.«

Der Santa Monica und der San Diego Freeway waren so gut wie verlassen. Der alte Ford Maverick machte keine Probleme. »Alles im grünen Bereich?«, fragte Donna.

»Roger, Big Mama.«

»Hey! Pass bloß auf!«

Tief unter ihnen lag das sonnendurchflutete Fernando Valley. Die übliche gelbe Smogglocke war um diese Zeit noch ein kaum wahrnehmbarer, tief hängender Dunst.

»Aber du brauchst doch einen Codenamen«, sagte Sandy.

»Wie wär's mit ›Mom‹?«

»Langweilig.«

In der Nähe von Santa Monica hielten sie bei Denny's Imbiss und bestellten Würstchen und Eier. Donna seufzte auf, als sie den ersten Schluck Kaffee des Tages nahm. Sandy, ein Glas Orangensaft in der Hand, äffte sie nach.

»Bin ich so schlimm?«

»Wie wär's mit ›Kaffee-Mom‹?«, schlug Sandy vor.

»Vielleicht ›Java-Mama‹. Damit könnte ich leben.«

»Okay. Von jetzt ab bist du ›Java-Mama‹.«

»Und du?

»Du musst mir einen Codenamen geben.«

»Wie wär's mit ›Goldstück‹?«

»*Mom!*« Sandy sah sie erbost an.

Donna genehmigte sich drei Tassen heißen, schwarzen Kaffee zu ihrem Frühstück. Sie würden innerhalb der nächsten Stunde sowieso noch einmal anhalten, um zu tanken.

Sobald Sandy aufgegessen hatte, fragte Donna sie, ob sie weiterfahren könnten.

»Ich muss noch einen Boxenstopp machen«, sagte das Mädchen.

»Wo hast du denn *diesen* Ausdruck her?«

Sandy zuckte grinsend mit den Schultern.

»Von Onkel Bob, da möchte ich wetten.«

»Kann sein.«

»Na gut. Ich muss auch einen Boxenstopp machen.«

Dann machten sie sich wieder auf den Weg. Nördlich von San Luis Obispo hielten sie an einer Chevron-Tankstelle, um den Ford aufzutanken und noch einmal auf die Toilette zu gehen. Zwei Stunden später stoppten sie im von greller Sonne durchfluteten San Joaquin Valley, um sich in einem Drive-In Cola und Cheeseburger zu besorgen. Das Tal schien sich endlos hinzuziehen und erst als sie die Berge im Westen erreicht hatten, wurde die Luft weniger drückend. Kurz darauf konnten sie die Radiosender aus San Francisco empfangen.

»Sind wir bald da?«, fragte Sandy.

»Wo?«

»In San Francisco.«

»Fast. Noch ungefähr eine Stunde.«

»So lange noch?«

»Leider ja.«

»Werden wir dort übernachten?«

»Ich glaube nicht. Ich will richtig weit weg, du nicht?«

»Wie weit?«, fragte Sandy.

»Zum Nordpol.«

»Ach, *Mom*.«

Es war etwa gegen drei Uhr nachmittags, als sie auf dem Highway 101 San Francisco erreichten. In einer zwielichtigen Ecke verfuhr sie sich, warteten an einer Ampel, wendeten, suchten nach Schildern, die sie auf den 101 zurückführen würden, und wendeten erneut.

Sie fuhren die Van Ness Avenue entlang, bogen an der Lombard ab und nahmen die kurvige Straße zur Golden Gate Bridge.

»Erinnerst du dich, wie enttäuscht du warst, als du sie zum ersten Mal gesehen hast?«, fragte Donna.

»Ich bin immer noch enttäuscht. Wenn sie nicht golden ist, sollte sie auch nicht so heißen. Findest du nicht auch?«

»Ganz deiner Meinung. Sie ist trotzdem schön.«

»Aber sie ist orange. Nicht golden. Sie sollten sie Orange Gate nennen.«

Donna warf einen Blick auf das offene Meer und erkannte die ersten Ausläufer einer Nebelbank. Im Sonnenlicht wirkte sie strahlend weiß. »Sieh dir den Nebel an«, sagte sie. »Ist der nicht schön?«

»Geht so.«

Sie ließen die Golden Gate Bridge hinter sich und fuhren durch einen Tunnel, dessen Öffnung wie ein Regenbogen bemalt war.

»Hey! Können wir nicht über Stinson Beach fahren?«, fragte Sandy, als sie sich der Ausfahrt Sausalito näherten und sie das Schild entziffert hatte.

Donna zuckte mit den Schultern. »Wieso nicht? Das wird zwar länger dauern, ist dafür aber die hübschere Strecke.« Sie blinkte, folgte der Ausfahrt und verließ die 101.

Der Highway, der an der Küste entlangführte, war sehr eng. Viel zu eng und kurvig für Donnas Geschmack, besonders wenn man den gähnenden Abgrund bedachte, der neben der linken Spur lauerte. Sie fuhr so weit rechts wie möglich.

Der Nebel hatte inzwischen fast die Küste erreicht. Er war so weiß und dicht wie Watte und schien langsam näher zu kommen, war aber immer noch ein gutes Stück entfernt, als sie das kleine Städtchen Stinson Beach erreichten.

»Bleiben wir über Nacht hier?«, fragte Sandy.

»Fahren wir noch ein Stück, okay?«

»Müssen wir?«

»Warst du schon mal in Bodega Bay?«

»Nein.«

»Dort haben sie den Film *Die Vögel* gedreht.«

»Ooooh, der war gruselig.«

»Sollen wir nach Bodega fahren?«

»Wie weit ist das?«, fragte das Mädchen.

»Eine Stunde vielleicht.« Donna hatte bereits Rückenschmerzen. Trotzdem konnten sie es sich nicht erlauben, anzuhalten. Sie mussten so viele Meilen wie möglich hinter sich bringen. Also würde sie auch die Schmerzen noch eine Weile lang aushalten müssen.

»Fahren wir noch ein Stückchen«, sagte sie, als sie Bodega Bay erreicht hatten.

»Muss das sein? Ich bin müde.«

»Du bist müde? Ich bin *todmüde*.«

Sobald sie Bodega Bay verlassen hatten, tauchten sie in den Nebel ein. Weiße Finger streckten sich nach der Straße aus, tappten blindlings voran. Offensichtlich schien ihnen das, was sie erspürten, zu gefallen, denn bald wurde die ganze Straße von der gewaltigen Nebelbank verschluckt.

»Mom, ich kann nichts mehr sehen!«

Donna konnte durch die dichte, weiße Masse kaum die Motorhaube erkennen, geschweige denn die Straße dahinter. Sie bremste, hoffte, dass niemand direkt hinter ihnen fuhr, hielt an der rechten Straßenseite. Knirschend rollten die Reifen über den Schotter. Dann rutschte der Wagen ab.

2

Sekundenbruchteile vor dem Aufprall, der Donna gegen das Lenkrad schleuderte, versuchte sie, einen Arm vor die Brust ihrer Tochter zu legen. Sandy krümmte sich zusammen, stieß den Arm weg und prallte mit dem Kopf gegen das Armaturenbrett. Sie fing an zu weinen. Schnell schaltete Donna den Motor ab.

»Lass mich mal sehen.«

Das Armaturenbrett hatte einen roten Streifen auf der Stirn des Mädchens hinterlassen.

»Tut dir noch was anderes weh?«

»Hier.«

»Wo dich der Sicherheitsgurt festgehalten hat?«

Sie nickte schniefend.

»Zum Glück warst du angeschnallt.« Vor ihrem inneren Auge erschien das Bild von Sandys Kopf, der durch die Windschutzscheibe krachte. Glassplitter zerfetzten ihren Körper, bevor er auf Nimmerwiedersehen im Nebel verschwand.

»Aber es tut weh.«

»Ich mach dich los. Warte.«

Das Mädchen stemmte sich gegen das Armaturenbrett, und Donna öffnete den Gurt.

»Okay. Wir steigen jetzt aus. Ich zuerst. Rühr dich nicht, bevor ich es dir sage.«

»Okay.«

Donna stieg aus und rutschte prompt auf dem feuchten Gras des Abhangs aus. Sie hielt sich an der Wagentür fest, bis sie das Gleichgewicht wiedergefunden hatte.

»Alles in Ordnung?«, fragte Sandy.

»So weit, so gut.« Auf zitternden Beinen sah sie sich um. Offensichtlich hatte sie übersehen, dass die Straße eine Biegung nach links gemacht hatte, und war geradewegs in den Straßengraben gefahren. Das Heck des Wagens ragte noch in die Straße hinein. Wenn der Nebel nicht noch dichter wurde, konnten die anderen Fahrer ihn zum Glück nicht übersehen.

Vorsichtig kletterte Donna den rutschigen Abhang hinunter. Die Stoßstange des Maverick hatte sich in den Schlamm gegraben. Dampf stieg zischend aus der Motorhaube. Sie kletterte über die Haube zur Tür auf der anderen Seite, half Sandy aus dem Auto und gemeinsam rutschten und stolperten sie den Graben hinunter.

»Tja«, sagte Donna mit der fröhlichsten Stimme, zu der sie im Moment fähig war, »jetzt stehen wir hier. Lass mich dich mal ansehen.«

Sandy knöpfte ihre karierte Bluse auf und zog sie hoch. Donna

ging in die Hocke und zog ihr den Jeansbund herunter. Quer über ihren Bauch verlief ein roter Striemen. Die Haut über ihren Hüftknochen wirkte wund und aufgerieben, als wäre sie mit Sandpapier bearbeitet worden. »Tut das weh?«

Sandy nickte. Donna zog die Jeans wieder hoch.

»Ich muss mal.«

»Such dir einen Baum aus. Moment.« Donna kletterte zum Auto hinauf und nahm ein Päckchen Taschentücher aus dem Handschuhfach. »Hier. Nimm die.«

Mit den Taschentüchern in der Hand ging Sandy den Graben entlang, bis sie völlig im Nebel verschwunden war. »Hey! Hier ist ein Pfad!«, rief sie.

»Geh nicht zu weit weg.«

»Keine Angst.«

Donna hörte die knackenden toten Zweige und Piniennadeln unter den Füßen ihrer Tochter. Die Geräusche wurden langsam schwächer.

»Sandy! Bleib stehen!«

Entweder war sie tatsächlich stehen geblieben, oder ihre Schritte wurden bereits von den Geräuschen des Waldes übertönt.

»Sandy!«

»Was?« Die Stimme des Mädchens klang genervt und ziemlich weit entfernt.

»Findest du wieder zurück?«

»Himmel, Mom!«

»Okay, okay.« Donna lehnte sich zurück, bis das Gesäß ihrer Kordhose das Auto berührte. Sie fröstelte. Ihre Bluse war viel zu dünn. Sobald Sandy wieder da war, würde sie die Jacken vom Rücksitz holen. Bewegungslos starrte sie auf die graue Wand, hinter der Sandy verschwunden war.

Mit einem Mal wischte der Wind einen Nebelfetzen beiseite. »Das war aber ein ziemlich langer Boxenstopp«, sagte Donna.

Sandy antwortete nicht. Sie blieb einfach reglos stehen.

»Schatz, was ist los?«

Sie stand einfach nur wie erstarrt am Rand des Grabens und sagte kein Wort.

»Sandy, was ist los?«

Donna spürte, wie es ihr kalt den Rücken hinunterlief und wirbelte herum. Nichts. Sie wandte sich wieder Sandy zu.

»Himmel, was ist denn los?«

Sie stieß sich vom Auto ab und rannte auf die wie gelähmte, stumme Gestalt ihrer Tochter am Waldrand zu. Lief durch den grauen, undurchsichtigen Schleier. Als sie näher kam, verwandelte sich die Gestalt ihrer Tochter langsam in einen ihr auf den ersten Blick ähnlichen, etwa eineinhalb Meter hohen Pinienschössling.

»Oh Gott«, murmelte Donna. »Sandy!«, kreischte sie dann.

»Mom«, ertönte eine weit entfernte Stimme. »Ich glaube, ich hab mich verirrt.«

»Beweg dich nicht.«

»Werd ich nicht.«

»Beweg dich nicht. Bleib wo du bist! Ich komme!«

»Beeil dich!«

Ein schmaler Pfad schien in die Richtung der Stimme zu führen. Donna rannte los.

»Sandy!«, rief sie.

»Hier.«

Ihre Stimme schien jetzt näher zu sein. Donna ging schnell durch den Nebel. Sie stieg über einen abgestorbenen Pinienstamm, der über dem Pfad lag.

»Sandy?«

»Mom!«

Sandy schien sich jetzt direkt zu ihrer Rechten zu befinden.

»Ich bin gleich bei dir.«

»Schnell!«

»Moment.« Sie verließ den Pfad und kämpfte mit feuchten Ästen, die ihr den Weg versperrten. »Wo bist du, Schatz?«